

Falckenberg, Richard
Friedrich Otto
Uber die gegenwärtige Lage
der deutschen Philosophie

Jones

ÜBER DIE GEGENWÄRTIGE LAGE

DER

DEUTSCHEN PHILOSOPHIE

AKADEMISCHE ANTRITTSREDE

GEHALTEN

VON

Dr. RICHARD FALCKENBERG

ORD. PROFESSOR DER PHILOSOPHIE AN DER UNIVERSITÄT ERLANGEN





LEIPZIG

VERLAG VON VEIT & COMP.

1890

Cauer,
1890.

ÜBER DIE GEGENWÄRTIGE LAGE

DER

DEUTSCHEN PHILOSOPHIE

AKADEMISCHE ANTRITTSREDE

GEHALTEN

VON

Dr. RICHARD FALCKENBERG

ORD. PROFESSOR DER PHILOSOPHIE AN DER UNIVERSITÄT ERLANGEN



LEIPZIG

VERLAG VON VEIT & COMP.

1890



Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

DEM ANDENKEN

VON

CARL FORTLAGE

GEWIDMET

Hochverehrte Anwesende!

Die Mitglieder der drei oberen Fakultäten sind in der glücklichen Lage, bei Behandlung eines Themas aus ihrem Sondergebiete, selbst wo dieselbe ein tieferes Eingehen in Spezialitäten erheischt, seitens der Fakultätsgenossen auf ein Verständnis rechnen zu dürfen, das häufig die volle Höhe der Fachkennerschaft erreicht. Die weitgehende Verschiedenheit der Einzelfächer dagegen, welche die philosophische Fakultät umspannt, schließt für deren Angehörige eine so intime Gemeinschaft aus. Für solche Absonderung werden jedoch einige von ihnen — die Vertreter der Geschichte und Litteraturgeschichte wie die der Philosophie — bis zu einem gewissen Grade durch einen eigentümlichen Vorteil entschädigt, dessen sich ihre Wissenschaften vor anderen erfreuen. Der Vorteil, den ich meine, besteht in dem Interesse, das der Arbeit und den Ergebnissen der genannten Wissenschaften auch jenseits des fachmäßigen Betriebes vielfach entgegengebracht wird. Für die Philosophie begründet sich dieses Interesse darin, daß ihr neben der schulmäßigen Bearbeitung interner Probleme auch noch die Behandlung allgemein-wissenschaftlicher und allgemein-menschlicher Fragen zufällt, deren Beantwortung für keinen denkenden Menschen, am wenigsten für denjenigen, der sein Leben einer Wissenschaft widmet, gleichgültig sein kann. Ich schweige hier von der Aufklärung über die sittliche Bestimmung des Menschen, welche die Ethik verspricht; ich schweige von dem Lichte, das die Seelenlehre in das Getriebe des Innenlebens hinabsendet und das manche Schwierigkeiten aufhellen hilft, vor die sich der Geistliche, der Arzt, der

Richter in der Ausübung seines Berufes nicht selten gestellt sieht. Diese und andere praktischen Förderungen sollen ganz außer acht bleiben; was der Philosophie die Teilnahme der studirenden Jugend gewinnt und die Teilnahme der Meister der Forschung erhält, ist vor allem dies: daß sie die Möglichkeit des Erkennens untersucht und — was noch wichtiger — daß sie der Gewinnung einer Weltanschauung nachstrebt. Mit der wechselnden Zeitlage wechselt natürlich das Maß jenes Interesses; ganz gefehlt hat es nie und die Zeit müßte erst noch kommen, wo der Charakter eines unphilosophischen Kopfes zu den Ehrentiteln gezählt würde.

Ich hoffe nun aus jener Sphäre des Allgemeiner-Interessirenden nicht ganz herauszutreten, wenn ich mich anschicke, Ihnen von der Gesamtlage der gegenwärtigen deutschen Philosophie zu reden. Der großen Schwierigkeit, der gewählten Aufgabe, zumal in dem engen Rahmen eines Vortrags, gerecht zu werden, bin ich mir voll bewußt. Aber was mich schrecken könnte, flößt mir auch wieder Mut ein; denn grade der Umstand, daß die Schwierigkeit jedem einleuchtet, läßt mich mit Zuversicht darauf rechnen, daß das Unzulängliche der Lösung einer milden Beurteilung begegnen werde. — Für eine kurze Schilderung der heute bei uns in der Philosophie herrschenden Richtungen wage ich um so eher das geneigte Ohr der hochansehnlichen Versammlung zu erbitten, als es sich ja hier keineswegs um eine Angelegenheit von bloß innerphilosophischer Bedeutung handelt: der Berührungen zwischen der Philosophie und den Spezialwissenschaften sind so viele und so enge, daß nicht wohl auf der einen Seite Veränderungen eintreten und Zustände sich befestigen können, ohne daß auf der anderen Seite Parallelerscheinungen und Nachwirkungen spürbar würden. Mir scheint, daß mehr oder minder jede Wissenschaft an dem jeweiligen Stande der philosophischen Forschung interessirt sei. — Außerdem empfahl sich mir jenes Thema dadurch, daß es mir gestattet, ohne das Gebiet der Philosophiegeschichte (das ich an unserer Universität zu vertreten habe) zu verlassen, in allgemeinen Umrissen wenigstens

den Standpunkt zu bezeichnen, den meine eigenen Überzeugungen mir anweisen. Zwar sehe ich den Ruhm des Philosophiehistorikers vornehmlich in der unbestochenen Objektivität der Auffassung, der Darlegung und des Urteils, daneben in der inneren Lebendigkeit der Anfühlung an die typischen Gedankengefüge, in denen die philosophirende Menschheit in sinnvoller Entwicklung vorschreitend ihr Höchstes und Tiefstes ausgesprochen hat. Unstreitig ist entsagungsvolle Treue seine oberste Pflicht; gleichwohl darf sie den Mut der Parteinahme nicht lähmen, ohne die eine Mitarbeit an den schwebenden Problemen unmöglich wäre. Und heute mochte ich am wenigsten dieses subjektive Element ganz vermeiden, wo ich mich einem erlauchten Kreise als Mitstrebenden vorzustellen habe. Die Gelegenheit, Farbe zu bekennen, war zu verlockend, als daß ich ihr hätte ausweichen mögen.

Um nicht mit der Miene bekümmerter Resignation schließen zu müssen, beginne ich lieber mit dem rückhaltslosen Geständnis, daß die gegenwärtige Lage der Philosophie zu dem Gefühle befriedigten Stolzes wenig Anlaß giebt. Dem rückblickenden Auge des künftigen Historikers wird sie schwerlich im Lichte einer Glanzperiode erscheinen. Die Gründe sind mannigfach. Es fehlt weder an hervorragenden Köpfen, die sich in den Dienst der philosophischen Forschung stellen, noch an schätzbaren Früchten eindringenden Scharfsinns und ausdauernden Fleißes; aber es fehlt an wahrhaft schöpferischen Geistern und an weithin wirkenden Leistungen. Wir vermissen ferner jene Höhe der Ziele, welche, wie das Beispiel der Hegelschen Schule lehrt, auch mindere Talente zu erfreulichem Aufschwunge zu beflügeln vermag. Es mangelt endlich nicht an gemeinsamen Arbeitsfeldern, aber an Einheit der grundlegenden Überzeugungen.

Müssen hiernach der heutigen Philosophie die imponirenden Eigenschaften der Größe und Geschlossenheit abgesprochen werden, so wird ein unparteiisches Urteil ihr dafür andre zu-

erkennen müssen, die der Achtung und des Lobes nicht unwert sind, wenn sie auch den bezeichneten Ausfall niemals voll ersetzen können. Regsamkeit ist vorhanden, vielseitiges Interesse, Arbeitskraft und Arbeitslust, nicht selten auch — neben Beispielen unklarer Vermischung verschiedner Standpunkte — Folgerichtigkeit und Treue bis zum Eigensinn. Aber der Ertrag aus diesen Vorzügen ist geringer, als er sein könnte, weil es am begeistenden Zusammenhalt in den höchsten Angelegenheiten gebricht. Es ist nicht der Streit der Meinungen, den wir zu beklagen haben; denn der Kampf der Systeme ist in der Philosophie ein altgewohntes Schauspiel, er wird vor dem Ende der Welt nicht erlöschen, ja er pflegt gerade dann heftiger zu sein, wenn die Streitenden über vieles und Wichtigstes einig sind. Wo gar nichts Gemeinsames zu Grunde liegt, verliert der Kampf seinen Sinn. So möchte man fast die Reibung der Ansichten lebhafter wünschen. Es ist kein günstiges Zeichen, daß so viele einsam ihre Straße ziehen und von vornherein auf den Versuch einer Verständigung mit Andersdenkenden als aussichtslos verzichten. — Noch etwas andres kommt hinzu, um diese scheinbare Friedfertigkeit zu erklären. Besonders charakteristisch nämlich für unsere Zeit ist die Neigung, Einzelfragen herauszuheben, reinlich von benachbarten Thatsachengruppen abzulösen und einer für verschiedenartige Grundansichten annehmbaren oder doch verwertbaren Beantwortung zuzuführen. Damit verlegt sich der Schwerpunkt aus dem Centrum in die Peripherie, das Verfahren der Philosophie nähert sich dem in den Einzelwissenschaften üblichen, und diese Wandlung hat ihre Lichtseiten wie ihre Schattenseiten. Früher galt ein einzelnes Problem nur für lösbar von dem Ganzen des Systems aus, Abweichung im Prinzipiellen zog unweigerlich Feindschaft im Abgeleiteten nach sich. Die heutige Art gestattet denen, die in obersten Fragen als entschiedene Gegner widereinanderstehen, ein friedliches Zusammenarbeiten im Detail. Aber was hiermit außen gewonnen wird, geht innen verloren. Die centralen Probleme, die zu Gunsten der Spezialuntersuchung zurückgedrängt werden,

erscheinen mehr und mehr als etwas (nicht nur zunächst, sondern überhaupt) Gleichgültiges, als etwas nur subjektiv Entscheidbares; was nur vorläufig außer acht gelassen werden sollte, wird allmählich aus dem Umkreis der Wissenschaft ganz hinausgeschoben und etwa dem Glauben, wenn nicht dem Belieben anheimgestellt. Darum meine ich, daß die an sich gewiß löbliche Gelassenheit, mit der heute die Vertreter prinzipiell entgegengesetzter Standpunkte über Spezialthemata verhandeln, zugleich ein Erkalten des Gemütsanteils an den metaphysischen Problemen bekundet. Ich verhehle nicht, daß mir dies in hohem Grade bedauerlich erscheint; viele urteilen anders. Diejenigen, die sich gern als das Organ des Zeitgeistes fühlen, sehen in der Verbannung der Metaphysik aus der Zahl der philosophischen Disciplinen und ihrer Ersetzung durch die Erkenntnislehre den Stolz der Gegenwart und das Heil der Zukunft; nur auf diese Weise könne es der Philosophie gelingen, im strengen Sinn eine Wissenschaft zu werden. Sie wähnen, dem Organismus der Philosophie zu erhöhtem Leben und gesteigerter Thätigkeit zu verhelfen, indem sie — sein Herz herausnehmen und an dessen Stelle ein künstliches Pumpwerk einsetzen. Hiermit berühre ich die Frage, welche seit etwa zwei Jahrzehnten im Vordergrunde steht und die Forscher in feindliche Lager trennt.

Es ist nicht das erste Mal, daß die Aufgabe, die Philosophie zum Range einer Wissenschaft zu erheben, mit dem siegesgewissen Bewußtsein, eine befriedigende und endgültige Lösung derselben zu bieten, gestellt wird. Platon glaubte ihr zu dienen, als er der Vorstellung oder Meinung das Wissen, das dialektische Wissen, das Schauen der Ideen entgegensetzte; ebenso Descartes, als er der Philosophie die mathematische Methode als einzigen Weg zur Gewißheit empfahl. Der gleiche Wunsch und die gleiche Überzeugung beseelte Kant bei dem Entwurf seiner Vernunftkritik, mit der er ein für alle Mal die Grenzen des spekulativen Vermögens abzustecken gedachte; beseelte Fichte bei dem Unternehmen seiner Wissenschaftslehre, die Kantischen Voraussetzungen aus einem

einzigen Prinzip abzuleiten. Nichts andres hatte Hegel im Sinne, als er von dem abstrakten Reflexionsbegriff der Aufklärung und der intellektuellen Anschauung Schellings zum konkreten Begriff fortschritt; nichts andres Auguste Comte, als er die Philosophie von den persönlichen Mächten der „theologischen“ und den abstrakten Wesenheiten der „metaphysischen“ Periode zu den Thatsachen, dem positiv Gegebenen hinzuführen suchte und ihr statt der Ursprünge, der Zwecke und des Inneren der Dinge die Erscheinungen und deren Gesetze als alleinigen Gegenstand anwies.

Heute umtönt uns abermals derselbe Ruf: die Philosophie war bisher keine Wissenschaft, sie soll erst eine werden, vielmehr: sie ist es eben jetzt geworden! Mit dem gleichen Klange der Worte aber und dem gleich hoch (eher noch höher) gespannten Anspruch, ein Definitivum erreicht zu haben, verbindet sich wiederum ein etwas andrer Sinn. Mit den Bestrebungen Platons, Fichtes und Hegels hat die neue Bewegung gar keine Verwandtschaft, eine geringe mit denen des Descartes. Engere Berührungen zeigt sie mit den Reformen Kants und Comtes; ja man wird sagen dürfen, sie ist im Grunde nichts als eine Erneuerung des Kritizismus und des Positivismus. Beide Systeme stimmen darin überein, daß sie die Tragweite der menschlichen Erkenntnis auf die Erscheinungen, auf das Erfahrbare einschränken, mithin die Metaphysik verwerfen, unterscheiden sich jedoch u. a. dadurch, daß der Kritizismus nachdrücklicher die Erkenntnistheorie als Fundament, als Eingangsdisziplin fordert und den klareren Einblick in das Unzureichende der reinen Erfahrung vor seinem Genossen voraus hat.

Das kräftige Aufstreben der kritisch-positivistischen Denkweise, welches den hervorstechendsten Zug im Antlitz der gegenwärtigen Philosophie ausmacht, ist zu verstehen als ein Rückschlag auf den allzukühnen Hochflug, den die Spekulation am Anfang unsres Jahrhunderts genommen; ein Rückschlag, dem eine relative Berechtigung nicht abgesprochen werden darf. Daß auf den übermütigen Taumel der sich im Besitz eines

absoluten Wissens wähnenden konstruktiven Periode eine Ernüchterung folgte, wird auch der nicht unbegreiflich finden, der den Wert der spekulativen Systeme höher anschlägt, als die Gegenwart zu thun geneigt ist. Ein Glück mag man es noch nennen, daß dem Materialismus, auf den bereits die Ausläufer der Hegelschen Schule zusteuerten, die beinah ergriffene Herrschaft von der neuen Kantbewegung siegreich abgekämpft wurde. Die mäßige Temperatur, welche der Kritizismus um sich verbreitet, hatte zunächst eine wohlthätige Beruhigung und Besinnung zur Folge. Ein Sammelpunkt für verschiedene Tendenzen schien gefunden, und wenn das besonnene Element der Kantischen Erkenntnislehre für den Augenblick mehr warnend und einschränkend als zu neuen Thaten ermunternd wirkte, so hätte doch über kurz oder lang die spekulative Tradition unsres Volkes einen Ausgleich mit der erneuten Mahnung zur Vorsicht durcbgesetzt. Die Hoffnungen auf das Erstehen einer mit kluger Mäßigung vorwärtsschreitenden Metaphysik waren durchaus nicht unbegründet, sie wurden jedoch durchkreuzt durch das machtvolle Eindringen des positivistischen Geistes der französischen und englischen Philosophie. Deutschland, nur zu sehr geneigt, Ausländisches zu schätzen, öffnete willig Thor und Ohren dem Empirismus der westlichen Nachbarn, und zwar waren es weniger Comtes Schüler in Frankreich, als seine Nachfolger und Geistesgenossen in England, welche die philosophische Stimmung bei uns beeinflußten. John Stuart Mill vor allen, und neben ihm Herbert Spencer, der zwar nicht ein Anhänger, wohl aber ein Nachbar des Positivismus genannt werden darf, haben unter den Deutschen warme Verehrer und Nacheiferer gefunden. Das Zusammenwirken nun des heimischen Neukritizismus und des fremdländischen Positivismus hat eine Metaphysikfeindlichkeit, hat einen Nüchternheitsfanatismus entfacht, der, so wenig er dem deutschen Geiste entspricht, über die Grenzen der auf ihn verpflichteten Parteien hinaus die Köpfe ergreift und namentlich auch einen großen Teil der jüngeren Forscher in seine Kreise zu ziehen droht. Jener Enthusiasmus der Kälte hat den

Frohmut des versuchenden Gedankens erstickt, er läßt für keine Tapferkeit Raum als für die des Verzichtens.

Die beiden genannten Gruppen, die der deutschen Positivisten, unter denen der in Straßburg verstorbene Ernst Laas der extremste, A. Riehl in Freiburg der gemäßigtste sein dürfte, und die der Neukantianer, welche sich wiederum in verschiedene Richtungen spalten, bilden zusammen die Linke des gegenwärtigen philosophischen Parlamentes. Zu ihnen gesellt sich noch eine kleinere dritte Gruppe, die der Bewußtseinstheoretiker, an deren Spitze Schuppe in Greifswald steht. Sie will den Umkreis des Erkennbaren auf den des Bewußtseins einengen, ein Versuch, dessen Sinn, Tragweite und Mängel nicht wohl in Kürze dargelegt werden können, weshalb ich an dieser Stelle mich mit der bloßen Nennung und Rubrizirung begnüge. Die innere Verwandtschaft dieser Fraktion mit dem Positivismus und dem Neukantianismus steht außer Frage.

Auf der entgegengesetzten Seite begegnen uns die Verteidiger der Metaphysik alten Schlages. Eine Art poetischer Gerechtigkeit offenbart sich darin, daß diese Vertreter der Rechten die auf der Linken übliche Ignorirung vergangener Leistungen durch Nichtbeachtung der modernen Strömungen vergelten. Die Reihe dieser konservativen Denker, als deren Typus Friedrich Harms gelten konnte, ist gar bunt zusammengesetzt. Wir treffen hier die Herbartianer, welche ohne merkliches Neuerungsbedürfnis die Metaphysik ihres Meisters einfach in Geltung zu erhalten streben. Unter den von Hegel beeinflußten Forschern haben mehrere (ich nenne nur die klangvollen Namen Eduard Zellers und Kuno Fischers) den Ansprüchen der Gegenwart im vollsten Maße Rechnung getragen, ja noch mehr, sie gehören zu denen, welche die neuen Forderungen — Rückgang auf Kant und (wenigstens was Zeller angeht) eine veränderte Methode — zuerst ausgesprochen und durchgesetzt haben! Andere Hegelianer, wie K. L. Michelet in Berlin, Gustav Biedermann und der Ästhetiker Schasler, wandeln, unberührt von dem veränderten Wissenschaftsbetriebe des Tages, die alten Pfade. Dasselbe gilt von den Überbleibseln

der Fichte-Ulricischen Theistenschule, von den Schülern Friedr. Krauses, Baaders, Trendelenburgs wie von den Anhängern von Günther, Deutinger und Wilh. Rosenkrantz; selbst die Schopenhauerianer wird man hierher rechnen dürfen. An der Vollständigkeit der Namensliste ist nichts gelegen, es kommt uns nur auf Kennzeichnung der Richtungen an.

Zwischen den beiden bisher betrachteten Parteien — den Männern des Fortschritts mit ihren wesentlich negativen Zielen und den Veteranen, welche die zerfetzte Fahne, die so oft zum Siege geführt hat, nicht verlassen mögen — ist offenbar ein Zusammenarbeiten, eine Verständigung, ja auch nur ein Verständnis der beiderseitigen Absichten und Theorien nicht möglich. Die Mitglieder der Rechten philosophiren wohlgemut in der althergebrachten Weise weiter, als wäre gar nichts geschehen, was zu einer Stellungnahme nötigte gegenüber dem wieder erhobenen Zweifel an unserer Fähigkeit, das Unerfahrbare zu erkennen, nichts geschehen, was zu erneuter Prüfung des Vermögens und des wissenschaftlichen Rechtes der Spekulation und zu der Frage aufforderte, ob nicht dringend ein Wechsel der Methode angezeigt sei. Die Konservativen erkennen in dem Neukantianismus nichts als die fruchtlose und jeder Berechtigung entbehrende Wiederaufnahme eines längst überwundenen Standpunktes. Ist dies Blindheit, so zeigt sich auf der anderen Seite der Radikalismus nicht minder von Vorurteilen geblendet, indem er alle Brücken zur Vergangenheit (außer der einen, die zu Kant zurückführt) abbrechend die imponirende Gedankenarbeit vieler Jahrhunderte mit dem Zeichen der Unwissenschaftlichkeit brandmarkt. Wohl giebt es Lagen, denen nur gewachsen ist, wer beherzt die Last der Geschichte von den Schultern schüttelt; und wenn von einer gewaltigen Idee erfüllte Neuerer hohen Strebens und bedeutenden Schaffens sich bewußt in überschäumendem Kraftgefühl das vor ihnen Geleistete gering schätzen, im Bestehenden nur Irriges, im Alten nur das Veraltete erblicken und mit rauher Hand die Altäre, an denen die Menschheit opferte, umstürzen, so sind wir geneigt, über dem Anblick des Großen, das sie

ins Werk gesetzt, die Ungerechtigkeit zu verzeihen, mit der sie es einführten. Wer aber als Ersatz für das leichten Herzens Weggeworfene nur ein trostloses Nein anzubieten hat, entbehrt jener Nachsicht; Bescheidenheit predigend sollte er selbst sie üben in seinem Urteil über die Anstrengungen früherer Zeiten. Nur dem schaffenden Genius ist es erlaubt, unhistorisch zu denken.

Die auf beiden Seiten begangenen Fehler und Einseitigkeiten liegen zu klar auf der Hand, als daß sie hätten dem Unbefangenen entgehen und nicht zu ihrer Vermeidung auffordern sollen. Es ist tröstlich, sich sagen zu dürfen, daß eine große Zahl der heutigen Forscher — und es ist wohl die Mehrzahl — es weder mit denen halten wollen, welche noch der kühnen Deduktion aus frei ergriffenen Prinzipien zu vertrauen wagen, noch mit denen, welche dem metaphysischen Triebe jede wissenschaftliche Befriedigung versagen wollen. Der Wahlspruch „Metaphysik nach alter Methode" und der entgegengesetzte „Erkenntnistheorie ohne Metaphysik und statt ihrer" werden von der Mittelpartei (so können wir die gemäßigten Elemente nennen) beide abgelehnt. Nichts liegt näher als der Gedanke, auf beiden Seiten die Negationen als fehlerhafte Übertreibung fallen zu lassen, dagegen das Positive, was dort und hier vertreten wird, zu verbinden. Daraus ergäbe sich die Forderung einer kritischen, einer erkenntnistheoretisch unterbauten Metaphysik. Dieser von mehreren Seiten gemachte Vorschlag ist jedoch in solcher Allgemeinheit noch zu unbestimmt, als daß wir glauben dürften, damit viel gewonnen zu haben. Mit dem Zugeständnisse, daß die extremen Parteien bis zu einem gewissen Grade recht haben, und dem guten Willen, die beiderseitigen berechtigten Momente zusammenzukoppeln, können wir uns noch nicht befriedigt erklären. Mag jenes Postulat das Richtige bezeichnen, so muß uns doch genauer angegeben werden, ob und wie es erfüllbar sei. Kann, so frage ich, und wie kann der Metaphysik, die wir nicht aufgeben dürfen, die ebenfalls unerläßliche kritische Zügelung und Sicherung verliehen, wie können ihr neue, bessere Me-

thoden erschlossen werden? Hierüber seien einige Bemerkungen verstattet. Ich wende dieselben so, daß durch sie zugleich die Übersicht über die heutige Philosophie vervollständigt wird. Von den neuerdings hervorgetretenen Versuchen, die sich in der angegebenen Richtung bewegen, ziehe ich einige der bedeutendsten heran und lenke das Augenmerk hauptsächlich auf die neuen Mittel, mit denen sie die alte Aufgabe einer wissenschaftlichen Weltanschauung in Angriff nehmen.

Ich beginne mit einem Denker, den die (von ihm freilich hart angegriffene) Zunft der Gelehrten anfangs nicht recht für voll ansehen mochte, der aber in demselben Maße ihre Beachtung erobert hat, in welchem seine späteren Arbeiten das Erstlingswerk an Ernst und Gründlichkeit übertrafen. Eduard von Hartmann, dem man doch wohl in der Mittelpartei, wenn auch auf deren rechtem Flügel, einen Platz wird anweisen müssen, hat sich nicht nur ausführlich mit Kant auseinandergesetzt und seinen „transcendentalen Realismus" erkenntnistheoretisch zu unterbauen bemüht, sondern ist dem wissenschaftlichen Zeitgeschmack, für dessen wechselnde Forderungen er ein feines Organ besitzt, u. a. auch dadurch entgegengekommen, daß er „spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode" versprach. Das war ein Motto, das vielen lieblich ins Ohr klang. Es schien einen vielversprechenden Fortschritt anzukündigen: nicht Ableitung aus willkürlich aufgestellten obersten Grundsätzen, sondern Aufbau von dem soliden Fundamente der Thatsachen aus. Der Weg von unten nach oben, der sich in den Einzelwissenschaften so trefflich bewährt, sollte nun auch von der Philosophie beschritten werden. In gleichem Sinne hat sich bekanntlich Fechner geäußert. Während Fichte, Schelling, Hegel und ihre Genossen den Inhalt ihrer deduktiven Begriffsentwicklungen insgeheim aus der Erfahrung und aus Schlüssen aus der Erfahrung bezogen, ohne von solchen Anleihen zu wissen oder ohne sie Wort haben zu wollen, hätte Hartmann dies voraus, daß er mit Bewußtsein und methodisch thut, was bei jenen unabsichtlich geschah. Er gesteht offen und rühmt es als einen Vorzug, daß er seine

Ergebnisse der Induktion verdankt. — Ist dies aber auch wirklich der Fall? Geht jenes Geständnis nicht weit über das Zutreffende hinaus? — Daß er seine Prinzipien nicht ohne Hülfe empirischer Thatsachen gefunden, sei gern zugestanden. Aber nur von ihnen aus? Ohne den wagenden Aufflug des Gedankens ins Centrum der Welt, ohne intuitives Erfassen der obersten Gründe, ohne einen „Luftsprung von mystischer Natur", wie er selbst es nennt? Das ist unmöglich die Meinung desselben Mannes, der so beredt den Wert der Mystik verteidigt und wörtlich erklärt hat: „Eine neue Richtung in der Geschichte der Philosophie ist niemals durch mühsames bewußtes Probiren und Induziren erquält worden, sondern stets durch einen genialen Blick erfaßt und dann mit dem Verstande weiter ausgeführt worden"; „in der ganzen Geschichte der Philosophie erkenne ich nichts anderes als die Umsetzung eines mystisch erzeugten Inhalts aus der Form des Bildes oder der unbewiesenen Behauptung in die des rationellen Systems."[1] — Die Anknüpfung an Hegel und Schopenhauer, die Art, wie Hartmann ihre Bestimmungen des Absoluten zu konstitutiven Merkmalen seines Unbewußten verknüpft, sowie der Rückgang auf Schelling bekunden zu deutlich den nicht-induktiven Ursprung seiner leitenden Begriffe, als daß er sich über denselben hätte täuschen können. Er hat sich auch darüber nicht getäuscht. Das den Naturwissenschaftlern schmeichelnde Wort auf dem Titel des Buches, das spekulative Resultate nach induktiver Methode verhieß, war irreführend, es erfährt im Text eine Korrektur, eine bedeutende Ermäßigung. Die wenigen Philosophen — heißt es dort — die von unten anfangen, wie Leibniz und die Engländer, kommen dann auch nicht weit.[2] „Die Induktion kommt nicht zu letzten Prinzipien und zum System, die Spekulation nicht zur Erklärung der Wirklichkeit und zur Mitteilbarkeit"; darum

---

[1] Ed. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten, 6. Aufl., 1874, S. 315, 318.

[2] Ebenda, S. 321.

müsse man „die Sache zugleich von beiden Seiten anfassen.“[1] Das klingt anders! Die Aufgabe wird jetzt dahin bestimmt: „die spekulativen (mystisch erworbenen) Prinzipien mit den bisher höchsten Resultaten der induktiven Wissenschaft nach induktiver Methode zu verbinden, um hierdurch die allgemein zugängliche Brücke zu den Prinzipien zu schlagen.“[2] Darauf also reduzirt sich seine methodische Reform: das induktive Verfahren soll das spekulative nicht verdrängen, sondern nur ergänzen, soll nur die Kluft zwischen dem Wege von unten und dem von oben, deren keiner für sich zum Ziele führt, überbrücken.

Wilhelm Wundt, der auf den linken Flügel der Mittelpartei gehört, bleibt seinem Programm treuer. Ein beträchtlicher Teil seines jüngst erschienenen „Systems der Philosophie“ ist der Metaphysik gewidmet. Man mag den Ertrag derselben minder reich finden, als man gewünscht hätte; man mag die Schuld hieran der eingeschlagenen Methode oder anderen Gründen beimessen; daß er von dem gewählten Verfahren abgewichen sei oder daß es diesem an wissenschaftlicher Strenge fehle, wird niemand behaupten dürfen. Wundts Standpunkt ist sowohl an sich als auch für unsere Frage bedeutsam genug, um eine etwas ausführlichere Darlegung zu rechtfertigen.

Die metaphysischen Probleme — so führt er aus — entstehen mitten im Zusammenhang der Erfahrung; durch die reale Erkenntnis wird das Bedürfnis nach einer idealen Ergänzung erweckt, aber nicht befriedigt. Die Gesetze des Denkens (insbesondere das der Verbindung unserer Begriffe nach Grund und Folge) nötigen zu einem Rückgang vom Gegebenen zu seinen nichtgegebenen Bedingungen.[3] Auf den verschiedenen Erkenntnisstufen (Wahrnehmung — Begriff — Idee) sind, während die Hülfsmittel die nämlichen

[1] Ed. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten, 6. Aufl., 1874, S. 10.
[2] Ebenda, S. 11.
[3] W. Wundt, System der Philosophie, 1889, S. 179, 407, 408.

bleiben, die Zwecke des Erkennens verschieden. Der Verstand will die Thatsachen der Wahrnehmung erklären, die Vernunft sie ergänzen; jener setzt sich die Aufgabe, den Zusammenhang der Welt zu begreifen, diese, ihn zu ergründen, indem sie die Bearbeitung der Wirklichkeit (das Geschäft des Verstandes) durch Ideen ergänzt, die alle Erfahrung umspannen und doch keiner Erfahrung angehören. Die Ideen (z. B. der Seele, des Universums, der unendlichen Causalreihe) sind bemüht, die von der Einzelerkenntnis nicht zu erreichende Einheit der Weltbetrachtung herzustellen.[1] — Wenn bereits die empirischen Einzelgebiete der Hypothese bedürfen, wie sollte die Metaphysik deren entraten können? Nicht in der Vermeidung, sondern in dem richtigen Gebrauch derselben und in der klaren Erkenntnis ihrer Bedeutung besteht das Wesen des wissenschaftlichen Standpunktes. Es ist nicht zutreffend, wenn im Hinblick auf die unverkennbare Rolle des Imaginären in der philosophischen Hypothesenbildung das Geschäft der Metaphysik als das einer „Begriffsdichtung" bezeichnet wurde.[2] Nur muß das gewöhnlich geübte Verfahren vermieden werden, von dem Problem ohne jede Vermittelung zur Hypothese überzugehen; die Einheitsidee muß durch einen im Empirischen beginnenden Fortschritt vorbereitet sein, die Bewegung ins Transcendente muß diesen Fortschritt konsequent und in gleicher Richtung weiterführen.[3]

So Wundt, bekanntlich einer der Forscher, die für jede Äußerung der gespannten Aufmerksamkeit der Zeitgenossen sicher sein dürfen. Nichts spricht beredter für die Unaufgebbarkeit der Metaphysik, als die Thatsache, daß ein Denker von der ruhigen Klarheit und der nüchternen, resignationsbereiten Vorsicht Wundts, dessen Neigungen ganz der Spezialforschung zugewandt schienen, in seinem neuesten Werke mit Wort und That für ihre Rechte eintritt, nachdem er bereits

---

[1] W. Wundt, System der Philosophie, 1889, S. 37, 182, 189.
[2] Ebenda S. 200, 201.
[3] Ebenda S. 191, 210, 410, 431.

in seiner Ethik die Leser mit dem Bekenntnis[1] überrascht hatte, daß seine Ansichten über die Prinzipien der Sittlichkeit der Ethik des spekulativen Idealismus, wenn auch in gar vielem von ihr abweichend, in gewissen Grundgedanken nahekommen, und daß, nachdem die lebensfähigen Ideen der idealistischen Systeme überall in den Einzelwissenschaften Wurzel geschlagen, der heutigen Philosophie die Aufgabe zufalle, die Arbeit zu vollenden, die dort ohne zureichende Hülfsmittel und mit verfehlten Methoden begonnen wurde, was allerdings nicht ohne starke Änderungen geschehen könne. — Ich bin sicher, daß Wundts Beispiel manchen Gegner einer Erkenntnis des Transcendenten stutzig machen und zur Umkehr bewegen, manchen Zaghaften befestigen, manchen Schwankenden gewinnen und daß die von ihm angewandte Methode Nachfolge und wohl auch Erweiterung finden wird.

Otto Liebmann, der, obwohl Kantianer, die Metaphysik nicht preisgeben will, betont ebenfalls ihren hypothetischen Charakter[2] und dringt vor allem auf strenge Sonderung des Gewissen von dem bloß Vermuteten und auf sorgfältige Abstufung des mehr oder minder Wahrscheinlichen. In ähnlichem Sinne spricht sich Johannes Volkelt aus. Seine Baseler Antrittsrede verbreitet sich ausführlich über die Mittel und Wege, der Erkenntnis der letzten Gründe einen bedächtigen und sicheren Gang zu verschaffen. Die Frage, wie Metaphysik in wissenschaftlicher Form möglich sei, beantwortet er dahin: Das entscheidende Merkmal der Wissenschaftlichkeit ist die logische Bearbeitung der Erfahrung; Wissenschaft ist überall da zu finden, wo es Fragen giebt, die einer empirisch-logischen Behandlung fähig sind, mag diese zu evidenten

[1] W. Wundt, Ethik, 1886, Vorwort S. V, VI.

[2] O. Liebmann, Die Klimax der Theorien, 1884, S. 112: „Die kritische Metaphysik .... ist hypothetische Erörterung menschlicher Vorstellungen über Wesen, Grund und Zusammenhang der Dinge. Sie .... übernimmt eine Pflicht, deren Erfüllung von den Einzelwissenschaften latenter Weise unbedingt verlangt, ostensibler Weise stets auf unsichtbare Schultern abgewälzt wird.“

und erschöpfenden oder nur zu Ergebnissen führen, denen manches Widerspruchsvolle und Unbegreifliche anhaftet und überdies absolute Beweisbarkeit mangelt. Es ist keine erfolglose Arbeit, wenn wir die metaphysischen Fragen sachgemäß stellen, scharf begrenzen und gliedern, die verschiedenen Lösungsmöglichkeiten nach dem Gesichtspunkte der überwiegenden und zurücktretenden Gründe und Schwierigkeiten erwägen und dabei relative, annähernde und andeutende Entscheidungen gewinnen.[1] Die metaphysischen Lösungen werden nicht anders als in Form von Aufgaben, von Perspektiven ausgesprochen werden können.[2] Der Einwurf, daß die Metaphysik die Erscheinung überfliegen, das Unerfahrbare ergründen wolle, hat keine vernichtende Kraft. Denn es läßt sich mit Evidenz zeigen, daß die empirischen Wissenschaften, auch in den allerexaktesten und anerkanntesten Sätzen auf Schritt und Tritt über die Erfahrung hinausgehen und zu ihr eine Menge absolut unerfahrbarer Faktoren hinzudenken[3]; ja es läßt sich zeigen, daß jedes Urteil weit mehr als bloße Thatsachen der Erfahrung enthalte.[4] — In dem größeren Buche „Erfahrung und Denken" hat Volkelt die komplizirte Eigenart des metaphysischen Erkennens noch näher entwickelt und den aus dem

---

[1] Joh. Volkelt, Über die Möglichkeit der Metaphysik, 1884, S. 15, 17. Vgl. S. 28: „In der That ist die Elimination der unhaltbaren Lösungsmöglichkeiten die wirksamste Methode, um positive Entscheidungen in der Metaphysik zu erreichen."

[2] Ebenda S. 29. Vgl. Ders., Erfahrung und Denken, S. 444: „Die Antworten der Metaphysik haben die Form von Aufgaben, die wegen der ihnen innewohnenden Widersprüche unvollziehbar sind; so jedoch, daß in diesen Aufgaben trotz ihrer Unausführbarkeit die Richtung, in der ihre Auflösung stattzufinden hat, bestimmt bezeichnet wird."

[3] Eine eindringliche Darlegung desselben Gedankens giebt O. Liebmann in der oben angeführten Schrift.

[4] Volkelt, Über die Möglichkeit der Metaphysik, S. 21. Vgl. Ders., Erfahrung und Denken, S. 434: „Dem Erkennen wird in der Metaphysik keine prinzipiell neue, unerhörte Aufgabe zugemutet; es ist nur die Entfernung von der Erfahrung, bis zu der hin die Denkbestimmungen gelten sollen, eine größere."

„antinomischen“ Charakter desselben hergenommenen Einwand gegen seine Möglichkeit entkräftet.[1]

In kühnerer und doch der Vorsicht nicht ermangelnder Weise sucht Rudolf Eucken sich einer ursprünglichen Einheit des Geisteslebens und folgeweise des letzten Weltgrundes zu bemächtigen. Aus dem verschlungenen Methodengefüge, das er zu diesem Zwecke aufbietet, hebe ich nur ein paar wichtige Punkte heraus. Von der Einzelseele aus ist das Geistesleben der Menschheit nicht zu verstehen; das Gefäß des Individualbewußtseins ist zu eng für den Gehalt eines Vernunftreiches. Deshalb muß an die Stelle des psychologischen Verfahrens ein noologisches treten, welches eine selbständige, vom Subjekt emanzipirte Geisteswelt mit eigenen Gesetzen behauptet und, statt Inneres und Äußeres, Kraft und Gegenstand, Funktion und Sache auseinanderzureißen, beide als Seiten Eines umfassenden Ganzen behandelt. Dieses Verfahren aber muß begriffliche Forschung aufs engste mit historischer Thatsächlichkeit verknüpfen. Von geschichtlichen Gesamtthatsachen oder Lebenseinheiten — wie dem Naturalismus und dem Intellektualismus der Neuzeit —, von Thatsystemen (Syntagmen) hat es auszugehen und von diesen festen und universellen Erscheinungen des Menschheitslebens aus in die centralen Tiefen des umfassenden Geistesprozesses vorzudringen.[2] Also: Thatsachen nimmt auch Eucken zum Ausgangspunkt, wie der Positivismus, aber Thatsachen geistiger, allgemeingeistiger Art. — Ein bedeutsames Zusammentreffen erblicke ich darin, daß auch Wilhelm Dilthey, übrigens ein

[1] Volkelt, Erfahrung und Denken, kritische Grundlegung der Erkenntnistheorie, 1886, S. 428—451.

[2] R. Eucken, Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit, 1888. Ders., Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens, 1885. Vgl. meine ausführliche Anzeige des letztgenannten Werkes in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ Bd. 90, Erstes Heft, 1887. — In der Einleitung seiner neuesten Veröffentlichung (Die Lebensanschauungen der großen Denker, 1890), die mir während des Druckes dieser Rede zugeht, giebt Eucken eine lichtvolle Zusammenfassung seiner Grundansicht.

Gegner der Metaphysik, von der Ausbeutung geschichtlicher Wirklichkeit sich eine Neugestaltung der Geisteswissenschaften verspricht. Der Gedanke, die Geschichte für die Philosophie fruchtbar zu machen, ist keineswegs eine Geburt unserer Tage; ist er es doch, auf dem ein Teil des unvergänglichen Verdienstes beruht, das sich Fichte, Schelling und namentlich Hegel um die Philosophie erworben haben. Das Neuauftauchen dieses Verlangens aber, und zwar von verschiedenen Seiten her, zeigt, daß die Quelle, aus der jene großen Geister schöpften, noch nicht erschöpft ist, sondern weitere Nahrung verheißt.

Dürfte ich frei dem Zuge meiner Neigung folgen, so würde ich nicht bloß im Vorbeigehen der bedeutsamen Stellung gedenken, die Hermann Lotze im philosophischen Leben der Gegenwart einnimmt. Sein Tod hat, wie es scheint, das einzige Hindernis beseitigt, das bis dahin der allgemeinen Anerkennung seiner Klassicität im Wege stand. Die stetig wachsende Verbreitung und Wirkung seiner Werke wird am besten dadurch bezeugt, daß Ed. v. Hartmann, der nicht leicht etwas thut, was sich ihm nicht als zeitgemäß empföhle, es jetzt für angezeigt gehalten hat, eine eigene Schrift über — man kann auch sagen gegen — Lotze erscheinen zu lassen. — Wenn Lotze die Metaphysik definirt als die Wissenschaft von den Voraussetzungen, welche im täglichen Leben und in den Einzelwissenschaften als Prinzipien angewandt werden, und ihr den Zweck setzt, die Widersprüche hinwegzuräumen, in die jene Grundsätze unter einander oder mit den Thatsachen geraten, so giebt mir dieses gut herbartische Vorhaben einer kritischen Bearbeitung der gewöhnlichen Weltansicht kein Recht, ihn in diesem Zusammenhange anzuführen. Ich habe etwas anderes im Sinn. Lotze hat neben der mechanischen und der dynamischen Naturansicht auch der spekulativen ihre Berechtigung gewahrt, welche nicht sowohl auf Erklärung als auf ideale Interpretation der Erscheinungen ausgeht. Die drei Weisen der Naturbetrachtung sollen sich, sagt er, nicht bekämpfen, sondern angemessen verbinden. Indem er jene ästhetisch-teleologische Naturansicht verteidigt, sofern sie die Grenzen ihrer Befugnis

nicht überschreitet, tritt er für eine Aufgabe ein, die dem Bewußtsein der Gegenwart ganz zu entschwinden droht. Das Recht der idealen Deutung des Wirklichen darf sich die Philosophie nicht rauben lassen, und es ist zu hoffen, daß das eifrig betriebene Studium des Lotze'schen Ideenkreises auch nach dieser Richtung hin gute Früchte tragen werde.

Es ist überflüssig, durch weitere Beispiele zu belegen, daß der Wunsch, der Metaphysik neue Methoden dienstbar zu machen, nachdem die der apriorischen Konstruktion verlassen worden, nicht um Hülfsmittel verlegen ist. Es sind nicht nur Vorschläge, sondern auch, wie gezeigt, tüchtige und nutzbare Versuche gemacht worden, jener diskreditirten Wissenschaft zu neuem Ansehen zu verhelfen. Wenn gleichwohl sich so viele der Mitarbeit an den metaphysischen Aufgaben entziehen, so liegt das einerseits an der Arbeitsteilung, deren Notwendigkeit sich auch in den philosophischen Fächern von Tag zu Tag mehr fühlbar macht, andererseits an der Ungunst der Zeitstimmung, die ich ohne Rückhalt eingeräumt habe. Es wäre jedoch voreilig, aus der Nichtbeteiligung weiter Kreise an der Neugestaltung der Metaphysik sofort schließen zu wollen, daß ein Bedürfnis nach einer solchen in Wahrheit nicht bestehe und, wo es vorhanden scheine, nur die letzte Regung einer zählebigen, aber doch im Absterben begriffenen Überlieferung bedeute. Denn die Geschichte ist nicht arm an Beispielen, welche lehren, daß im Grunde der Volksseele Kräfte thätig sein können, deren Äußerungen nicht jederzeit weithin sichtbar an die Oberfläche heraustreten. Wir müßten aufgehört haben Deutsche zu sein, wenn das Streben nach Ausprägung idealistischer Überzeugungen in wissenschaftliche Münze der Substanz des Zeitgeistes völlig fremd wäre. —

Nun aber: was helfen jene Anstrengungen, jene tröstlichen Aussichten? Sind denn nicht alle noch so gewissenhaften Bemühungen, die Metaphysik auf solider Grundlage neu zu errichten, von vornherein zur Vergeblichkeit verdammt? Hat denn nicht Kant, der Alleszermalmer, ein für allemal die Un-

möglichkeit einer Erkenntnis des Übersinnlichen bewiesen? Gelten seine Gründe nicht mehr?

Ich weiche niemandem in der aufrichtigen Bewunderung, der warmen Verehrung dieses unvergleichlichen Mannes, dessen scharfem und tiefbohrendem Denken eine Wendung in der Entwickelung der Philosophie verdankt wird, wie sie entscheidender vorher nicht erlebt worden. Jedes Lob aus dem Munde seiner Anhänger sei zugestanden, sei vielfach überboten: nur das eine Blatt halte man von seinem Ruhmeskranze fern, das, worauf geschrieben steht, er habe für alle Zeiten die Metaphysik als Wissenschaft zerstört. Der Wolffschen Metaphysik, die mit selbstgefälligem Dünkel sich anmaßte, alles zu begreifen und zu beweisen, hat er den verdienten Todesstoß versetzt. Einen morschen Zweig hat sein Hieb beseitigt, die Wurzel hat er nicht getroffen. Das Ewige kann nicht zerstört werden. Kants Unsterblichkeit knüpft sich, was die theoretische Philosophie betrifft, daran, daß er die Erfahrung im Sinne einer allgemeingültigen Erkenntnis begründet und in einleuchtender Weise dargethan hat, daß sie ein Geschenk des Verstandes ist, sofern sie auf apriorischen Formen beruht, die ihr jene Allgemeinheit und Notwendigkeit verleihen. Dieses große Verdienst wird dadurch nicht ernstlich geschmälert, daß er sein Erkenntnisideal ausschließlich der Erforschung der Natur entnahm (was sich vielfach störend merkbar macht) und daß er in der Grenzbestimmung des rechtmäßigen Vernunftgebrauches allzu skeptisch verfuhr. Statt ihn nach der negativen Richtung zu überkanten, thäte man besser, die fruchtbaren Keime weiter zu entwickeln, die jener Einengung widerstreben. Solche Keime eines positiven Verhaltens zu den transcendenten Problemen sehe ich in dem Zugeständnis, daß die Dinge an sich zwar nicht erkannt, aber doch gedacht werden können; ferner in dem regulativen Gebrauch der Ideen, den er für legitim erklärt, endlich in den praktischen Postulaten, auf die allein er die Überzeugung von einem übersinnlichen Reiche glaubte gründen zu können. Indes — ich darf hierüber nicht zu weitläufig sein und beschränke mich auf zwei Punkte.

Zugestanden einmal, daß die übersinnlichen Dinge dem Glauben zu überantworten wären, so bedürften wir immer einer Wissenschaft, welche den richtigen, allgemeingültigen Glauben vom irrigen und bloß subjektiven trennte, den besser begründeten dem minder gut gestützten überordnete; der Glaube, wenn er nicht willkürlich umherschweifen soll, vermag des klärenden, festigenden, ordnenden und beurteilenden Denkens nicht zu entraten. Und zweitens: Bestünde das empiristische Ergebnis der Vernunftkritik zu Recht, so wäre die kantische Gewinnung desselben gerichtet. Durch seine Methode wird sein Resultat aufgehoben! Auch in dieser Beziehung gilt das Wort Windelbands: „Kant verstehen heißt über ihn hinausgehen.“ Man acceptire immerhin das empiristische Resultat, aber führe nicht seine Gründe ins Feld. Oder — man anerkenne seine Methode, dann muß die mit ihr unverträgliche Grenzbestimmung revidirt werden. Nicht wir brauchen Kant zu widerlegen, er hat sich selbst widerlegt! Es bedarf nur des Kantischen Geistes, um das Kantische Gespenst zu vertreiben! Somit brauchen die neueren Versuche einer besser fundirten Metaphysik vor dem Medusenhaupte der Vernunftkritik, das ihnen die Neukantianer entgegenhalten, nicht zu erschrecken. — —

Wird unvermeidlicher Lückenhaftigkeit gern Nachsicht gewährt, so würde doch unser Rundblick über die philosophischen Bestrebungen der Gegenwart einen zu weitgehenden Gebrauch von derselben machen, wenn er nicht schließlich noch kurz der Regsamkeit gedächte, die sich auf den philosophischen Einzelgebieten entfaltet. Die systematische Kraft erlesener Geister wirkt da mit geschäftigem Spezialistentum in erfreulichem Bunde. Das munterste Treiben herrscht, von der Erkenntnistheorie abgesehen, auf dem Felde der Psychologie, das der Spezialarbeit die reichste Ausbeute gewährt. Psychophysische Laboratorien haben sich aufgethan, welche dem Drang nach exakter Behandlung des Einzelnen weiten Spielraum darbieten, während die Völkerpsychologie den Blick in die gemeinsamen Phänomene offenhält und mit der Sprachphilosophie heilsame Anregungen austauscht. Daneben ist die schon oft

erörterte und wieder zurückgeschobene Frage nach den Grundkräften der Seele abermals zur Diskussion gestellt worden. In der Logik haben die großen Werke Lotzes, Wundts und namentlich Sigwarts, in dem die philosophirende Gegenwart ihren Führer verehrt, weite Kreise um sich gezogen; die Lehre vom Urteil ist in völliger Umgestaltung begriffen, überhaupt sind alle Grundfragen dieser (wie lange!) für unveränderlich geltenden Wissenschaft neu in Fluß gekommen. Die Ethik ist auf dem Wege, Lieblingsdisziplin zu werden; neuerdings sieht sie sich durch Wundts bedächtige Untersuchung und Paulsens erfrischenden Realismus gefördert. Auch die Ästhetik wird nicht vernachlässigt, verschiedene Neuerungsversuche sind aufgetaucht, darunter freilich ziemlich unreife; mit Achtung ist Ed. v. Hartmanns „Philosophie des Schönen“ zu nennen.

In der Religionsphilosophie sieht man vorzugsweise Theologen am Werk; eine Hegelsche und eine in sich wiederum gespaltene Kantische Richtung ringen um den Sieg. Sowohl der Philosophie als den Einzelwissenschaften kann nur Vorteil daraus erwachsen, wenn die Vertreter der letzteren — wie das auch sonst, auf rechts-, geschichts- und naturphilosophischem Gebiete, geschieht — an der Erörterung der prinzipiellen Fragen, die früher dem Philosophen zugeschoben wurde, sich selbst beteiligen. In demselben Maße, wie der Schatz des Einzelwissens, die volle Beherrschung des Materials, die den Fachmann auszeichnen, der Bewältigung der höchsten Probleme zu Gute kommt, wächst zugleich die Möglichkeit, mit dem Lichte umfassender Ideen das letzte Detail zu durchleuchten. Man kann die Wechselwirkung zwischen Theologie und Religionsphilosophie gar nicht lebhaft genug wünschen.

Endlich gedenke ich noch der emsigen Arbeit, welche der Geschichte der Philosophie gewidmet wird. Die Gesichtspunkte, die sie beherrschen, sind nicht immer die höchsten, und mehr als anderswo macht sich hier eine gewisse Kleinmeisterei breit, die, in chronologischen, biographischen, textkritischen Einzelheiten schwelgend, den Preis der Exaktheit

zu verdienen meint, indem sie eine Hand voll Thatsächelchen auf den Tisch streut, und verwundert aufblickt, wenn man auch noch verknüpfende Gedanken erwartet. Die Führer trifft solcher Vorwurf nicht; wer wird den Meister schelten, weil der Lehrling Weisung und Beispiel mißversteht? Zu pessimistischer Beurteilung ist wahrlich kein Grund: niemand darf sagen, daß die Forschung in der Pflege jener Äußerlichkeiten aufgehe und das wahrhaft Bedeutende zur Seite lasse. Nicht Unwichtiges ist erreicht, andres im Werden, was reichen Gewinn verheißt. Vergessene Größen der Vergangenheit empfangen die lange vorenthaltene Würdigung und Durchforschung. Die psychologische Entwicklung der Denker, die Entstehungsgeschichte der einzelnen Systeme wird zum Gegenstande sorgsamer Untersuchungen gemacht, die bis jetzt namentlich Spinoza und Kant zu gute gekommen sind. Von der Genesis der Lehren aus ist auf Sinn und Gefüge derselben erwünschtes Licht gefallen, gewisse streitige Punkte konnten nur auf diese Weise der Entscheidung zugeführt werden. Aber auch auf Grundsätzliches erstreckt sich die Debatte; sowohl was das Verhältnis der Systeme zu einander, als was den Entwicklungsgang ganzer Zeiträume angeht, sind lange festgehaltene Vorurteile entwurzelt und neue Auffassungen teils durchgesetzt, teils angebahnt worden. So dürfen wir den vorhin berührten Schaden, die übertriebene Liebkosung faktischen Details und die bis ins Lächerliche gehende Mißdeutung des Gebotes der Exaktheit als einen unschuldigen Hautausschlag ansehen, der die Gesundheit der inneren Teile unangegriffen läßt.

An dieser selben Stelle ist neulich mit Nachdruck und Wärme von der „Andacht zum Kleinen“[1] gesprochen worden. Ich möchte nicht den Anschein einer abweichenden Meinung erwecken, wo ich mir vollster Übereinstimmung bewußt bin. Ich richte mich nur gegen einen Mißbrauch, wie er auf dem Gebiete der Philosophiegeschichte allerdings möglich ist, wo

[1] Elias Steinmeyer, Über einige Epitheta der mhd. Poesie, Rede beim Antritt des Prorektorats der Universität Erlangen, 1889, S. 15—16.

zwar viele Fragen, aber nicht alle (und oft gerade die wichtigsten nicht) einer philologischen Behandlung sich zugänglich erweisen. Wird nun den letzteren gleichwohl eine solche aufgezwungen oder werden nur die ersteren als der Bearbeitung würdig angesehen, so haben wir den Punkt erreicht, wo nach meinem Dafürhalten von einem Mißbrauch geredet werden muß, oder wo (um im Bilde zu bleiben) die Andacht in Kriecherei umzuschlagen droht.[1]

Ich lenke noch einmal zum Hauptpunkt zurück. Zu wiederholten Malen hat die Philosophie die Führerrolle im geistigen Leben der Nation innegehabt. Es war das in Perioden gewaltigen Schaffens, wo ihr die glänzendsten Geister ihre Kräfte zur Verfügung stellten. Mit solchen pflegen Zeiträume vorwiegender Gelehrsamkeit zu wechseln, die man deshalb noch nicht unfruchtbar schelten darf, weil sie mehr der Durcharbeitung, Sichtung und Sicherstellung des angesammelten Ideenvorrates, als der Gründung neuer Standpunkte zugewandt sind. Heute besitzt die Philosophie das Ohr des Volkes nicht. Zu vielen äußeren Gründen kommen ebensoviele innere. Eine Wirkung auf den weiten Kreis der Gebildeten ist nur möglich, wo die philosophische Arbeit von großen Gesamtanschauungen beherrscht wird, die mit dem Denken auch das Gemüt in ihren Bann zwingen. Die Erkenntnistheorie aber, unter deren Zeichen, wie wir sahen, die heutige Philosophie steht, wirkt lähmend auf den Aufschwung des Gedankens. Wer allzu sorglich überlegt, wie er eine Handlung ausführen solle, ist in Gefahr, sie ungethan zu lassen. Der Hegelsche Einwurf besteht noch immer zu Recht; es ist wirklich unpraktisch, das Schwimmen auf dem Lande lernen zu wollen. Die Erwartung, unter der Fahne der Erkenntnislehre die verschiedenen Bestrebungen sich einigen zu sehen, ist nur sehr unvollkommen in Erfüllung

[1] Der Abschnitt über die philosophischen Einzelfächer wurde bei der Lesung der Rede am 14. Dezember 1889 wegen Zeitmangels ausgelassen, wie sich aus demselben Grunde schon vorher einige Kürzungen nötig machten.

gegangen; denn das Gemeinsame ist mehr eine Stimmung, als eine Arbeitsgewohnheit, geschweige ein System, eine Grundeinheit. Eine der schlimmsten Folgen jener Zeitströmung ist der nicht selten zu beobachtende Zwiespalt zwischen dem, was der Forscher als Privatmann glaubt, und dem, was er vor dem Forum der Fachgenossen vertritt, die Trennung von persönlicher Überzeugung und Wissenschaftsbetrieb. Dies ist einer jener inneren Gründe, welche die Philosophie der Gegenwart zu einer Angelegenheit der Studirstube machen und ihr die Teilnahme der Nation entziehen. Wie sollten auch die Ergebnisse des Nachdenkens das Gefühl entzünden können, wenn diesem jede Mitwirkung an ihrer Gewinnung versagt wird? Ohne Phantasie schaut sich das Mannigfaltige nicht zusammen, ohne ahnendes Empfinden sind die letzten Welträtsel nicht zu lösen. Werte können nie begriffen und bewiesen werden, und die Wertbetrachtung ist ein Vorrecht, das die Philosophie nicht aufgeben darf. Welcher große Denker hätte sein Bestes allein aus dem kühlen Brunnen des Logischen geschöpft? — Ich bin weit entfernt, dem Dilettantismus der Gefühlsphilosophie das Wort zu reden. Das Gefühl kann so wenig denken, als der Schall leuchtet. Aber eine Aufbietung aller Geistesvermögen scheint mir in der That erforderlich, wo es gilt, die Wurzeln des Daseins bloßzulegen. Wie in der Fabel der Blinde den Lahmen auf die Schultern nimmt, um sich von ihm den Weg angeben zu lassen, so müssen auch hier zwei Mangelbehaftete ihrer Mängel Herr werden, indem sie einander ihre Vorzüge leihen: das Herz soll den Verstand durchwärmen und von ihm durchleuchtet werden, das Gefühl treiben, der Gedanke lenken. Nur das Zusammenarbeiten der verschiedenen Kräfte des Geistes scheint mir Gründung und Ausbau einer befriedigenden Weltanschauung zu ermöglichen.

Und so stehe ich nicht an, mich zu der von vielen als altmodisch verlachten Ansicht zu bekennen, daß Philosophie Idealismus bedeute, und daß die Aufgabe des Lehrers der Philosophie dahin gehe, neben der Mitteilung des gelehrten Rüstzeuges den Geist des Idealismus zu pflegen. — Es ist mir

hocherfreulich, in der Auffassung des Lehrberufs wie in wesentlichen Punkten der philosophischen Überzeugung mich einig zu wissen mit dem Manne, an dessen Seite wirken zu dürfen mir ein wahrhaft beglückender Gedanke ist. Nicht minder wohlthuend ist mir die Übereinstimmung des heute Angedeuteten mit dem Standpunkte des kritischen Idealismus, wie ihn der ehrwürdige Forscher, auf dessen Lehrstuhl mich das Vertrauen der Universität berufen hat, am Schlusse des ersten Bandes seiner leider unvollendet gebliebenen „Lehre von den Ideen“ formulirt.[1] Die Verdienste, die sich der Dahingegangene um die Wissenschaft und um diese Hochschule erworben, sind zu bekannt und stehen in zu lebhafter Erinnerung, um des Ruhmes aus meinem Munde zu bedürfen. Nur den Ausdruck aufrichtigen Dankes möchte ich nicht zurückhalten, zu dem ich mich persönlich als sein einstiger Zuhörer verpflichtet fühle. Das Vorbild Carl Heyder's, des gründlichen und feinsinnigen Gelehrten, des trefflichen Dozenten, des edlen Menschen, wird mir mahnend und ermunternd stets vor Augen stehen.

[1] C. Heyder, Zur Geschichte der Ideenlehre, 1874, S. 399—400.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

